



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Heften à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Kunstbesucher : Und weißt Du auch schon, was Liebe ist, kleiner Engel?
Ballettatte (mit züchtigem Erröthen): So halb und halb . . .



Deforirt.

Humoreske

von

Carolus Brio.

Herr Aristides Kropf war bereits fünfzig Jahre alt, als er deforirt wurde. Seine wissenschaftliche Thätigkeit hätte es längst verdient, durch eine Auszeichnung von hoher Stelle belohnt zu werden. Aber man weiß ja, wie ungerecht die Welt ist und wie die Tugend oft genug vor dem Laster sich zurückziehen muß. So war es auch hier; wäre Leontine nicht gewesen, seine liebe Frau Leontine, — er würde sicherlich noch immer die rothe Rosette in seinem Knopfloch vermissen. Ihr allein hatte er seine Auszeichnung zu danken.

Und Dies wunderte Niemanden.

Herr Aristides Kropf war häßlich, von einer Häßlichkeit, die bei einem Gelehrten ebenso selbstverständlich ist, wie auf einer antiken Vase eine dicke Staubschichte.

Zu jener Gattung von Helden gehörend, die eher den Stein der Weisen entdecken würden, als den Liebhaber ihrer Frau, war er wie geschaffen, um — deforirt zu werden.

Es war ein recht böshafter Streich des Gottes Hymen, daß er diesem häßlichen, betagten Professor eine so liebliche kleine Person in die Arme führte, wie Leontine Speckich. Der Nimbus des Gelehrten war es hauptsächlich, welcher ihre Familie dazu bestimmte, seiner Werbung stattzugeben. Auch sie selbst hatte geglaubt, in dieser Ehe ihr Glück zu finden, — aber nur bis zum Hochzeitsabend. Am andern Morgen kante sie nachdenklich an ihren rosigen, kleinen Fingernägeln.

Die ersten Tage war übrigens das Leben noch erträglich. Sie vertrieb sich die Zeit damit, ihre neuen Roben und die tausend Sachen und Sächelchen der Ausstattung immer wieder zu betrachten und zu bewundern.

Das dauerte volle acht Tage; dann suchte die kleine Leontine Speckich den schönen Jüngling ihrer Träume, denjenigen, von dem immer die „Großen“ in der Klosterschule unter einander geflüstert hatten, kurz: sie suchte den Gatten.

Ah, den hatte sie nicht.

Arme Leontine!

*

Nachbar Lilienstängel — Oskar von Lilienstängel, wohlgemerkt! — hatte den Donjuanismus bis zur Höhe einer Wissenschaft entwickelt. Seit 20 Jahren betrieb er das Geschäft eines „Frauenknackers“ und kannte alle Schliche und Kniffe desselben. Mit der Sicherheit eines Sterndeuters sah er schon am dritten Tage voraus, daß dieser Honigmond sich alsbald verfinstern werde; ohne Säumen klassirte er das Kropfsche Ehepaar zu denjenigen, wo „was zu machen ist“. Er erspähte

nur mehr den richtigen Augenblick, um auf der Bühne zu erscheinen und der Schönen sein Liebeslied zu girren.

Wie eine reife Frucht, die bereit ist, vom Baume zu fallen, so schwankte Leontine im Windhauch der Langeweile. Eines Tages blies der Wind etwas stärker; Herr von Lilienstängel ging gerade vorüber und die schöne Frucht fiel ihm in die Tasche . . .

Eines Tages traf es sich, daß der Professor seine Vorlesung früher beendete, als es sonst der Fall war. Als sein glattrasiertes, runzeliges Antlitz zwischen den Bäumen des Gartens auftauchte, war's in dem unpassendsten Augenblicke, den er nur wählen konnte, denn er störte mit seinem unerwarteten Erscheinen das süßeste Liebesduo zwischen Leontine und Oskar von Lilienstängel. Dieser erfaßte sogleich das Kritische des Moments, dachte nur an seine Pflicht und — sprang zum Fenster hinaus. (Natürlich war's ein Parterre-Fenster.) Er hatte seinen Rückzug mit einer solchen Eile vollzogen, daß er, wie ein zweiter Joseph, seinen Ueberzieher in den Händen der Madame Potiphar zurückließ.

In dem Knopfloche dieses Ueberziehers gab es eine Rosette; denn Herr von Lilienstängel war deforirt. Eine diplomatische Mission in Bulgarien, deren er sich mit großem Geschick entledigt hatte, trug ihm den Orden ein.

Eganarelle tritt ein; sein zerstreuter Blick bleibt an dem ehebrecherischen Ueberzieher haften. Leontine zittert am ganzen Leibe; Herr Aristides Kropf aber hebt also an:

— Was bedeutet, Liebste, dieses Bändchen in meinem Knopfloche?

In seinem Knopfloche! Der wackere Mann lieferte selbst den Rettungsanker und Leontine griff mit beiden Händen darnach.

— Mein Gott, lieber Mann . . . es ist bald Dein Geburtstag und da dachte ich . . . ein Ordensband werde die schönste Ueberraschung sein . . .

— Ist's möglich!

— Ja, mein theurer Professor, Du bist Ritter des Elephanten-Ordens!

*

Doch die Sache mußte in Ordnung gebracht werden. Am nächsten Tage eilte Leontine zu Oskar.

— Ah, mein Freund, Du weißt nicht, was geschehen ist!

— Der Ueberzieher?

— Jawohl, der Ueberzieher!

— Und er dürstet nach meinem Blute?

— Nein, nach Deinem Ordensbande!

— Wie? was?

Und mit einer überzeugten Miene, die mit der Drolligkeit der Geschichte in seltsamem Widerspruche stand, erzählte sie ihm den glücklichen Irrthum ihres Gatten und fügte hinzu, es sei nunmehr nothwendig, durch Verleihung einer Auszeichnung diese Illusion zur Wirklichkeit werden zu lassen.

— Aber, meine Liebste, was Du da von mir verlangst . . .

— Ist nur eine Schadloshaltung, auf die er ein Anrecht hat.

— Er hat ein Recht auf die Wahl der Waffen, aber wie zum Teufel soll ich . . .

— Dein Onkel, der Herr Minister . .
 — Aber . . .
 — Wirst Du es zugeben, daß dieser wackere Mann wegen unbefugten Ordentragens auf die Anklagebank geschleppt werde?
 — Nein.
 — Du willst also?

Und dabei stellte sie sich auf die Fußzehen, um den langen Lilienstängel besser lieblosen zu können.

— Nun wohl: er soll alle seine Auszeichnungen mir zu verdanken haben.

Der Rest der Unterhaltung verlor sich hinter den Bettvorhängen.

*

Vierzehn Tage später war die Auszeichnung des Herrn Professors Aristides Kropf auch im Amtsblatt zu lesen.



Fragen und Antworten.

Warum hat Apollo nie geheirathet?
 Er war zu schön für einen Ehemann.

*

Was ist die Ehre?
 Für einen Mann: nichts fürchten; für eine Frau: nichts wagen.

*

Was ist die Liebe?
 Ein Lied, das als Solo beginnt, als Duo fortgesetzt wird und als Trio endigt.

*

Was ist das Schicksal der Liebenden?
 Durch Leute gestört zu werden, die ihnen gleichgiltig sind.

*

Kommt die Liebe durch die Augen oder durch die Ohren?
 Die Liebe kennt alle Wege.

*

Was ist ein ernster Mann?
 Einer, der sich beobachtet glaubt.

*

Wie wird man am leichtesten einen Egoisten los?
 Indem man von sich selber zu sprechen beginnt.

*

Soll man Schmeichlern Glauben schenken?
 Im Stillen theilt man ihre Ansicht.

*

Wozu ist das Vertrauen gut?
 Um getäuscht zu werden.

*

Glaubst Du an Ahnungen?
 Nachher.

Die Ueberraschung.

Skizze von Henry de Welsén.

Graf und Gräfin von Noél waren aus reiner Vernunft und eigentlich ganz gegen ihren Herzenswunsch ein Ehepaar geworden, was ja oft in der Welt vorkommen soll. Madame hatte vor ihrer Verehelichung ein Verhältniß mit einem zwar kräftigen jungen, doch keineswegs ebenbürtigen Herrn unterhalten; Graf Noél aber genoß die Gunst einer ebenso üppigen als verschwenderischen Ballerina. Kein Wunder also, daß sie gar bald einen Mann und er eine reiche Frau brauchte, und so fanden sich die Beiden. Wenn nun ihre Ehe auch eine solche ohne Liebe war, so war sie doch keineswegs auch ohne Harmonie. Ach nein; sie fuhren zusammen spazieren, besuchten Concerte, Theater, Bälle, machten auch in Gemeinschaft kleine Reisen, saßen sich bei den Mahlzeiten gegenüber, und nur in der Nacht lebten sie getrennt. Denn Madame hatte ihr früheres Verhältniß als Privat-Sekretär engagirt; Graf Noél aber hatte in Anbetracht seiner gebesserten Verhältnisse die üppige Ballerina unter einem mehr minder passenden Titel für seinen Hausstand zu gewinnen gewußt. Wenn sich die jungen Ehegatten dann am anderen Morgen beim Kaffee trafen, so sahen sie sich wohl manchmal verstohlen und forschend an, aber da sie eine sehr gute Erziehung genossen hatten, so belästigten sie sich nicht gegenseitig mit intimen Fragen, sondern lächelten nur leise aber doch recht verständnißvoll. Sie waren übrigens mit dieser Einrichtung so zufrieden, daß es ihnen auch nicht ein einzigesmal in den Sinn gekommen war, Das zu thun, was doch eigentlich ihre Pflicht war und weshalb sich so viele verliebte Leute heirathen.

„Mon dieu! ich kann nicht Jemanden lieben, den ich nicht lieb habe“, hatte Madame in der Hochzeitsnacht an der Schwelle ihres Allerheiligsten zu ihrem Ehegemahl gesagt und da hatte er nur lächelnd und zustimmend genickt, geruhig die Nacht gewünscht und sich zu seiner Ballerina begeben.

So war es geblieben und Monate gingen dahin. Da verreisten der Graf und die Gräfin. Sie, um eine Freundin in der Provinz zu besuchen und er in Geschäften. Auf der Rückreise nun trafen sie sich ganz zufällig auf einer Kreuzungsstation. Sie begrüßten sich ganz freundschaftlich wie es sich unter jungen Eheleuten geziemt und dann fuhren sie zusammen, in demselben Coups zur Hauptstadt zurück.

Es war ein gar heißer Tag gewesen; selbst der Abend brachte keine Kühlung, sondern die Schwüle nahm nur noch zu. Madame hatte bereits den leichten, mit rother Seide gefütterten, hellen Sommermantel abgelegt, und nun öffnete sie auch noch die obersten Knöpfe der eng anschließenden Taille, daß die weißen Spitzen des Seidenhemdes hervordrangen, hinter denen es so schneeweiß, aber doch zart rosig angehaucht hervorleuchtete.

Der Graf hatte gleichgiltigen Gesichts seiner Gattin gegenüber Platz genommen, aber, was recht sonderbar war, er schaute unverwandt zu ihr hinüber, betrachtete die Oeffnung unterhalb des Halses, wie wenn er nicht recht wüßte, was sich dahinter so zitternd bewegt und so reizend hervorschimmert.

Da kam ein kleiner Nachtfalter durch das offene Fenster geflattert und summete nun um den kleinen Kopf der jungen

Frau herum. Galant wollte der Graf das Thierchen verjagen, doch da schoß es plötzlich vorwärts und gerade mitten hinein in die wogenden Spitzen, hinter denen es nun verschwand, so daß Madame entsetzt aufschrie.

Da lächelte ihr Gemahl, beugte sich hinüber und breitete die spitzenverhüllte Lefzung noch weiter aneinander, um den Flüchtling zu suchen. Und ja, er hatte ihn schon, zerdrückte ihn zwischen den Fingern; dann beugte er sich noch tiefer hinab und drückte einen Kuß auf eine lebende Rosenknoſpe.

Madame verzog da schmolgend den kleinen, zierlichen Mund, gab ihrem Gatten einen leichten Schlag mit dem Fächer und sagte mehr schalkhaft als ernst:

„Mein Herr! Sie vergessen, daß ich Ihre Gattin bin.“

Da zog er die Augenbrauen in die Höhe, drehte sich kurz um, setzte sich in seine Ecke und sah unverwandt zum Fenster hinaus.

So fuhren sie nun wieder schweigend dahin und nur Madame senfte einige Male recht sonderbar und tief auf.

Schweigend auch kamen sie in der Hauptstadt an, bestiegen einen Wagen, fuhren nach ihrer Wohnung, schritten die breite Treppe hinauf, und erst als sie nun in dem hohen, eleganten Salon standen, brach er das Schweigen, indem er leise sagte: „Sie gestatten, Madame“ und ihr behilflich war, den Mantel abzulegen.

Dann begleitete er sie bis in das Vorzimmer zu ihrem Poudoir, reichte ihr die Fingerspitzen, sagte gleichgiltig „gute Nacht“ und ging.

Madame blieb sinnend inmitten des Zimmers stehen. Sie war seltsam erregt und sie klingelte auch nicht nach der Jose, sondern, wie in Gedanken verloren, legte sie selbst das duftige Sommerkleid ab, öffnete das enge Corset, um dem üppigen, gepreßten Busen Luft zu machen.

Lächelnd besah sie ihre schöne Gestalt in dem hohen Spiegel. Da klopfte es leise an die Thür und ihr Gemahl trat behutsam ein. Er machte ein recht sonderbares Gesicht; und indem er an ihre Seite trat, bot er ihr den Arm und flüsterte:

„Kommen Sie, Liebste, auf wenige Augenblicke mit mir — ich will Ihnen eine Ueberraschung bereiten.“

Da sah sie recht erstaunt zu ihm auf, aber doch legte sie willig ihre Hand in seinen Arm und nur das weißseidene Hemd zog sie vorn ein wenig zusammen.

Lautlos schritten sie nun auf den weichen Teppichen durch den Salon, das Rauchzimmer, die Bibliothek, bis sie endlich in dem Schlafgemach des Grafen standen.

Eine rothe Ampel warf ihren matten Schein von der Decke herab, beleuchtete die kostbare Einrichtung, das schwellende Bett, auf dessen schneeweißen Kissen zwei jugendliche Gestalten innig umschlungen im tiefsten Schlummer lagen — der Herr Sekretär und die schöne Ballerina.

Madame sah eine Weile auf das idyllische Bild und dann zu ihrem Gatten empor, der lächelnd die Wirkung dieser Scene auf seine Frau prüfte. Sie biß sich mit den kleinen Zähnen auf die rothen Lippen, zog ihn hastig mit sich fort und lautlos schritten sie nun wieder zurück. Als sie wieder drüben im Salon standen, da erst lachte Madame recht hell und lustig auf.

„Ja, eine reizende Ueberraschung!“

Er nickte.

„Ganz recht; aber wir wollen die lieben Leutchen nicht stören — gelt?“

Da sah sie zu ihm auf, sonderbar, schelmisch, und frug leise:

„Und wo wollen Sie denn schlafen, mein Herr?“

Einen Moment nur schaute er in die lachenden Augen des hübschen Weibes, dann neigte er sich hinab, drückte einen innigen Kuß auf die marmorste Schulter und flüsterte in das rothge Ohr:

„Sie vergessen, daß Sie meine Frau sind.“

*

Graf und Gräfin Noél müssen in jener Nacht mit einander zufrieden gewesen sein; denn sie entließen am anderen Morgen den Herrn Sekretär und die üppige Ballerina, ohne je wieder an Erfaß zu denken.

Herr Redakteur,

..... ich bitte Sie inständig!

O nehmen Sie sich meiner Muse an!

Sie ahnen nicht wie ich mich fren' unbändig,

Wenn ich für Damen etwas schreiben kann.

Zwar treib' ich's am Parnasse recht lebendig.

Ich brachte manches Schlecchte an den Mann,

Doch muß ich kumm am Federhalter kauen,

Wenn ich's versuch' zu schreiben was für — F r a u e n.

Ich plage mich schon lang' mit Hypothesen,

Warum ich nicht die Liebe kann besingen;

Da Dieses doch die Frauen gerne lesen,

So müßt' damit ich ihre Gunst erringen.

Ich bin vielleicht noch nicht verliebt gewesen,

Da solch' ein Sang mir nimmer will gelingen,

D'rum bitt' ich Sie, Herr Redakteur, im Dichten

Von Liebesliedern mich zu unterrichten.

Doch halt, wer kommt? Ach, Du bist es, mein Liebchen?

Das schönste Glück Dein Kommen mir bereitet!

Es geht die Sonne auf in meinem Stübchen

Sobald Dein Fuß die Schwelle überschreitet.

O selig, wenn aus Deiner Wangen Grübchen

Ein Lächeln über Deine Züge gleitet,

Dann scheint Du mir in himmlischer Verklärung

Und würdig der andächtigsten Verehrung.

Und ruht auf mir noch Deines Blickes Strahl —

Versenken wollt' ich mich in Deinen Augen,

Amarmen Dich, mit Küßsen ohne Zahl

Das Glück von Deinen Rosenlippen saugen.

.....
Herr Redakteur, verzeih'n Sie's noch einmal,

Es wollen heute nichts die Verse taugen,

Wenn Amor ruft, so kann ich ja nicht weilen

Rekthetisch kühl die Stenzen auszufeilen.

Friedrich Streissler.



Wenn man kurzsichtig ist.



— Ich bin nicht mehr ganz jung, mein Fräulein, aber noch liebebedürftig! . . .

Unter der Blume.



— Mein Lieblingsgericht sind die Wachteln, jung und fett . . . wie Sie, schöne Frau . . .

Kleine Scherze.

Von Catulle Mendès.

I. Zulchens Triumph.

Zulchen hatte also zu ihm gesprochen:

Ich willige ein! Ich werde morgen zu Ihnen kommen. Ich! zu Ihnen! Bin ich nicht au- betungswürdig gut? Ich rathe Ihnen, sogleich vor mir in die Kniee zu sinken und mir unter Freudenthränen zu danken. Zur Frühstücksstunde will ich zu Ihnen kommen, in jene abscheuliche Jung- gesellen-Wohnung, aus der die Düfte früherer Liebchaften gewiß noch nicht gänzlich geschwunden sind. Was Sie mir zum Frühstück bereiten sollen? fragen Sie. Ich esse nur, was kracht, um meinen Katzenzähnen die Illusion zu bereiten, daß sie kleine Böglein lebendig zer- kauen. Und trinken? Wie kann man etwas Anderes trinken, als den schäumenden Wein von Asti?



Doch wenn ich Ihnen die Gunst meines Erscheinens ge- währe, mein Herr, so geschieht es nur unter einer Bedingung.

— Unter welcher Bedingung? fragte Valentin.

— Sie schwören mir bei meinen Augen, in welchen der ganze Himmel liegt; bei meinen Lippen, die alle Rosen auf sich vereinigen; bei meinem Haar, in dem alle Düfte zusam- menfließen, und überdies bei Ihrem Cavaliersworte, daß Sie unser Alleinsein nicht mißbrauchen werden, nicht einmal so weit, um den kleinen Finger meines auf den Tisch hingewor-

fenen Handschuhes zu küssen oder zu erfahnen suchen, ob ich auf dem linken Arme, oberhalb des Ellbogens ein kleines, rosiges Maal habe.

Fest entschlossen keinerlei Versprechen zu halten, leistete Valentin alle Eide, die von ihm gefordert wurden.

Und so geschah es, daß am folgenden Tage in Valentins Rauchzimmer, das mit Möbeln in gepreßtem Leder eingerichtet ist, an dem elegant und reich gedeckten Tische Zulchen behaglich saß und kleine Krebse knabberte und dazu Asti-Wein schlürfte, wobei ihr in jedem Mundwinkel eine flüssige rothe Perle zurückblieb.

Anfänglich betrug sich Valentin in der That sehr würdig und löblich. Kein allzu glühendes Wort, kein allzu leiden- schaftlicher Blick. Wäre sein Herz von Marmor gewesen, — so wie Zulchens Busen — er hätte sich nicht mit mehr Zu- rückhaltung benehmen können. Aber plötzlich, und ohne jeden Uebergang, als wäre der Augenblick für eine längst vorbe- dachte That endlich gekommen, schrie er: „Ich bete Dich an!“ und nahm sie in seine Arme. Entsetzt aber wunderschön mit ihrem aufgelösten Haar wehrte sie sich verzweifelt, sich an den Vorhängen festklammernd, um nicht auf das weiche Bärenfell am Boden hinzufallen, das einem Lager von weichem Moose gleich. Mit Worten des Hasses und Schreien der Wuth warf sie ihm seinen Eidbruch vor. „Glender! Eidbrüchiger! Nieder- trächtiger!“ Oh, wie lieblich seid ihr abscheulichen Worte! Er berauschte sich an den Beschimpfungen von wegen der Stimme, mit der sie hervorgestoßen wurden, und preßte Zul- chen, deren Kräfte endlich erlahmten, nur umso fester an sich. Ein Gefühl sanfter Lieblichkeit bemächtigte sich ihrer allmähig und gegen ihren Willen; ihre Augen brachen in feuchter Zärt- lichkeit. Ihr Widerstand drohte nicht mehr, sondern flehte um Gnade. „Ja, ich liebe Dich . . . ich war kokett . . . ich habe Dir Leiden verursacht . . . ich bereue . . . ich liebe Dich . . .“

So stammelte sie und sie versprach, ihm nichts mehr zu wehren, vielmehr süßsam zu sein. Sie bat ihn nur, sie nicht so zu überrumpeln, einige Tage zu warten . . . nein, nicht einige Tage, nur bis morgen. Morgen wird sie wiederkommen und folgsam, nachgiebig sein. Er möge ihr glauben: sie wird wiederkommen. Aber er mißtraute ihr und hielt sie fest. „Es sei denn!“ murmelte sie endlich, unter seinen glühenden Küffen ersterbend; — „es sei denn! ich bin besiegt; ich gehöre Dir heute an, für immer; aber einen Augenblick, ach, nur einen Augenblick laß' mich, ich beschwöre Dich! . . .“

Diesesmal fühlte er sich von unaussprechlicher Freude durchdrungen. Sie gab ihm nach, sie willigte ein! Als praktischer Mann, der er war, begriff er auch das Warum des kurzen Aufschubes, den sie verlangt hatte. Selbst die Hingebung — und besonders die Hingebung — muß ihre Koketterie haben; er vermuthete, daß eine letzte Zuflucht an die Puder-schachtel nöthig geworden. In dankbarer Nührung und in be-berender Erwartung der ihm bevorstehenden Wonne löste er die Umschlingung der Arme und, während sie ihm erröthend Ruf-händchen warf, ging er rücklings, langsam aus dem Zimmer hinaus, das schon fast zum bräutlichen Gemach geworden und in welches er so bald wieder zurückkehren sollte. Denn sie war ja endlich sein! Nach langem, grausamem Spiel, nach so vielen Weigerungen, nach so vielem, trostlosem Harren war sie endlich weich geworden und sagte ja — die Angebetete! Stürme der Freude und des Stolzes drängten aus seinem Herzen nach dem Kopfe. Er wird es endlich besitzen, dieses herrliche, weiße, blühende Geschöpf! . . . Da erbehte er plötz-lich. Ein helles Gelächter schlug an sein Ohr, gleichzeitig mit dem Geräusch einer zugeschlagenen Thüre. Ein entsetzlicher Verdacht stieg in ihm auf. Er stürzte heraus, durcheilte das Speisezimmer, das Vorzimmer und erreichte gerade zur rechten Zeit den Flur, um am Fuße der Treppe den Hut Zulchens zu sehen, deren Gelächter noch immer heraufstönte, fest und hell wie das Geschmetter eines übermüthigen Zeisigs! . . .

II. „Schnecken!“

Sie sprach dies kleine, häßliche Wort so schön! Lieblich und zierlich mit ihrem schelmischen Gesichtchen und ihren blin-zelnden Augenänglein, die kleinen Häufte in die Hüften ge-stemmt, mit vorgestreckter Brust und geblähtem Halse gleich einem Vogel, der sich zu singen anschiebt, stieß sie das Wort so schnell hervor, daß es wie ein gefiederter Pfeil von dem reizenden Bogen ihrer Lippen dahinslog, um schwer zu ver-wunden, wo er sich einbohrte. Ach, jugendlicher Schütze, Amor! Diese zwei Silben waren das sicherste Geschosß Deines Köchers. Und weil sie wußte, daß sie dieses „Schnecken“ sehr gut zu sagen verstand, sagte sie es sehr oft. Bei jedem Anlasse, aller Welt, ohne ersündlichen Grund, bald leise bald laut, mit der Plögllichkeit eines Teufels, der aus seinem Kasten in die Höhe fährt und mit der Unverschämtheit eines trotigen, herausfor-dernden Räckerns sagte sie „Schnecken!“ und zeigte dabei alle Zähnen und freute sich ihrer Schönheit! Doch Derjenige, dem sie ihr „Schnecken!“ häufiger als allen Anderen zurief, war der beklagenswerthe Mann, von dem sie angebetet ward, während sie that, als würde sie ihn ganz und gar nicht lieben.

Wenn er zitternd und unterwürfig vor ihr kniete, die Arme bittend in die Höhe streckte, wie ein unter Thränen Flehender, so war es immer dieses böse Wort, das sie ihm lachend ins Gesicht schleuderte, wobei sie sich ein wenig vorneigte, daß ihr Athem seine Wangen streifte. Ach, die schändliche, kleine Kokette! „Ich verschmachte vor Zärtlichkeit und sterbe vor Verlangen!“ — „Schnecken!“ — „Ich würde mein Leben hingeben, um die Spitze Ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen.“ — „Schnecken!“ — „Ich werde mir eine Kugel vor den Kopf schießen, wenn Sie mich nicht lieben.“ — „Schnecken!“ rief sie, sich noch mehr vorneigend, daß sie ihn fast mit den ro-sigen Wangen streifte, die im tollen Gelächter bebten und die blenden Vöckchen auf ihrer Stirne tanzen machten.

Diese schändliche Bosheit brachte ihn endlich um seine Geduld.

Als er einst, zur Stunde mitschuldiger Dämmerung, sie in ihrem aus Spitzen und Seide gedichteten Boudoir über-raschte, nahm er sie in seine Arme, umschloß die Widerstre-bende kräftig und überhäufte sie mit räckenden Küffen auf die Haare, den Hals, die Augen, die Lippen. Sie krümmte sich und wehrte sich und schrie unter seinem endlich sieghaften Munde; doch er achtete ihres Zornes nicht, sondern schloß sie immer enger, immer heißer an sich. Und als sie sich schier überwunden sah, gab sie den nutzlosen Kampf auf; sie stöhnte nur und weinte und flehte. Doch er ließ nicht mehr locker und hatte für sie nur eine Antwort — ein triumphirendes „Schnecken!“



apiar = Schnitten.

Kasernenhoffsprache.

Unteroffizier: „Einfähriger Herrmann, Sie haben so viel Ahnung vom Exerzier-Reglement, wie 'ne saure Gurke vom Stattspielen. Und dabei trägt der Mensch och noch 'ne Brille!“

*

Nach der Tanzstunde.

Junger Herr (zu dem jungen Fräulein, das er nach Hause begleitet): „Verehrtes Fräulein, darf ich Ihnen einen Kuß geben?“

Junges Fräulein: „Ja, wenn Sie so gut sein wollen.“

*

Guter Braten.

Gast: „Ist denn der Braten auch gut und frisch?“

Kellner: „O gewiß, mein Herr!“

Gast: „Ist denn der immer so billig?“

Kellner: „Nein, die ersten fünf Tage ist er theurer, da kostet die Portion 25 Pfennige mehr!“

*

Gewissenhaft.

Gast: „Ach Herrjehes, Sie Kellner, dat Bier kostet ja 15 Pfennige und ich habe nur noch 13. Wisse Se was? Ich laße Drebbche stehn!“

*

Advokaten.

„Wo ziehen Sie hin?“ fragte ein Klient seinen Anwalt. — „In die lange Gasse!“ lautete die Antwort. — „Und mein Prozeß“, erwiderte Jener, „zieht der auch mit?“

*

Der Turnvater.

Frau: „Aber lieber Mann, warum schreien denn unsere Zwillinge so sehr?“

Mann: „Ach sei nur ruhig, 's isch nix bassiert, i hab' halt mei Hantle net gfunne, um da hab' i denkt, die Zwilling thun's au!“

Aberglaube.

„Wenn am Dache Deines Hauses
„Läßt die Eul' ihr Lied erschallen,
„Muß von Deinen Lieben eines
„Durch des Todes Sense fallen!“

Ach, ein stehbewußtes Lächeln
Gönn' ich nur solch' Aberglauben,
Lass' mir durch der Eule Singen
Nicht die gute Laune rauben.

Schüht mich doch die Schwiegermutter,
Die ich niemals mücht' verlieren,
Singt die Eule, fängt die auch an,
Und die Eule muß krepiren!

Ignaz Pauer.

Pfingstrose.

(10)

Roman von Armand Silvestre.

Als man Saint-Cloud erreicht und Karl Steuben auf sein Quartier gebracht hatte, wollte Maxime sich zurückziehen, doch der zu Tode verwundete deutsche Offizier klammerte sich mit beiden Händen an ihn. Endlich war auch ein Feldchirurg gekommen; dieser bat Maxime ebenfalls zu bleiben. Ein Bombensplitter war in der Wunde geblieben; man glaubte, der Verwundete werde bei Entfernung des Splitters den Geist aufgeben. Aber er fuhr fort, mit seinen Fingern krampfhaft die Arme und Hände Maxime's zu pressen und dieser konnte sich eines unsagbaren Mitleides nicht erwehren. Ein Gefühl, das erhabener war, als selbst sein Haß gegen den Feind, hatte sich seiner bemächtigt. Er hätte es bedauert, wenn dieser Mensch gestorben wäre und war geneigt zu glauben, daß er ihn nur deshalb lebend und geheilt sehen möchte, um eines Tages mit gleichen Waffen gegen ihn zu kämpfen, wie es zwischen ihnen vereinbart worden war.

Aber nein, nicht Das war's, sondern die unsterbliche Feigheit des Menschenthums, das sich erhaben in ihm regte, ohne daß er sich dessen bewußt war; sein Herz war es, das nicht leiden sehen konnte und sich gegen den Verstand auf-

lehnte; er verbrachte denn die ganze Nacht am Lager des Sterbenden, denn der Arzt hatte wenig Hoffnung gegeben.

Und am folgenden Tage kam er wieder, nachdem er Pfingstrose einen kurzen Besuch abgestattet hatte. Karl Steuben war in Folge des Blutverlustes sehr geschwächt, lächelte ihm aber zu, als er ihn wieder sah. Es war ein trauriges Lächeln, gleichsam ein Lebewohl. Maxime fand nicht den Muth, ihn an diesem Tage zu verlassen. Er reichte ihm den labenden Trunk und stützte ihn während der Erneuerung der Verbände.

Am dritten Tage trat eine merklliche Besserung in dem Zustande des Kranken ein und am vierten Tage erklärte der Arzt, daß der Verwundete aller Voraussicht nach genesen werde. In demselben Augenblicke änderte auch Maxime sein Verhalten. In diesem Geretteten sah er nummehr einen wiederverstandenen Feind und er verließ ihn mit einem knappen „Adieu!“

Karl Steuben schaute ihn betroffen an und Thränen traten ihm in die Augen.

Er streckte die abgemagerte Hand dem einstigen Freunde entgegen und sprach mit schwacher Stimme:

— Jetzt wirst Du mir doch wohl die Hand reichen?

Doch Maxime zog sanft seine Hand zurück und erwiderte in demselben eisigen Tone, welcher den Deutschen schon einmal so sehr gekränkt hatte:

— Nein!

Und er entfernte sich, ohne zurückzuschauen.

In Saint-Cloud war mittlerweile eine Art Freude eingezogen, weil die Nachricht kam, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen worden war. Man darf es den Bauern nicht allzu streng anrechnen, daß sie mit einer feigen Genugthuung sich der Hoffnung hingaben, es werde nummehr ein Ende haben mit den täglichen Verfolgungen der Eindringlinge; Getreide und Thiere würden nun wieder ihren Eigenthümern gehören, die Tyrannei des Fremden würde schwinden und der Wohlstand von früher wiedertehren.

Alldies sollte man mit einer großen Schmach vor der ganzen Welt bezahlen. Bei diesem Handel sollte Frankreich viel Ehre und Ruhm einbüßen. Allein der individuelle Eigennuß war zur Stelle, um den patriotischen Schmerz zu stillen. Der Durst nach Wohlstand und Behagen war wieder in seine Rechte getreten. Und darum war man in Saint-Cloud so heiter an dem Abend, als man erfuhr, daß bis auf Weiteres die Feindseligkeiten eingestellt waren.

Die hämische Miene, mit welcher die Preußen diese allgemeine Freude sahen, hätte die Einsichtigen allerdings nachdenklich machen sollen. In der That schien es, als wären die in Saint-Cloud stationirten Truppen allein von den Abmachungen der beiderseitigen Regierungen nicht verständigt worden. Es ist heute eine geschichtlich festgestellte Thatsache, daß der Brand von Saint-Cloud nach dem formellen Austausch der Bedingungen der Waffenruhe geschah.

Fast der ganze Ort ging in Flammen auf. Zu den wenigen geretteten Häusern gehörte auch die Hütte der Mutter Tontain. Es fehlte nicht an Anzeichen dafür, daß Karl Steuben jener Schonung nicht fremd war, welche man gegen das Obdach der beiden Wittwen walten ließ. Einige Tage später ward die deutsche Besatzung zu Saint-Cloud erheblich vermindert. Karl Steuben war auf dem Wege der Genesung

und durfte in sein Vaterland zurückkehren. Ehe er abreiste, ließ er Maxime bitten, ihn noch einmal zu besuchen, doch dieser lehnte ab.

Einige Tage später sah Maxime Helene wieder. Dieselbe überbrachte ihm von ihrem Gatten folgenden Brief:

„Mein lieber Maxime!

Besuchen Sie uns bald wieder in Corbeil. Ich werde Ihnen alle Infamien erzählen, welche dieser Bourichon mir zugefügt hat. Die Frauen sind schwach; lassen Sie sich bei der meinigen nicht ganz in Vergessenheit gerathen. Sie würden mir eine Freude machen, wenn Sie mich mit den Insignien meiner municipalen Ehrenstellen malen wollten. Ich will das Bild Gontran, der nun bald ein Mann ist, zum Andenken hinterlassen.

Adieu, lieber Aubry! Kommen Sie bald, Sie finden in meinem Hause wieder einen guten Tisch und ein gutes Bett.

Ihr freundschaftlich ergebener
Boisrobin.“

— Welch' ein Mensch! sagte sich Maxime. Er denkt an Alles . . .

Der in aller Form an ihn ergangenen Einladung entsprechend ging Maxime nach Corbeil, um daselbst einige Tage zuzubringen. Der Maire Boisrobin war daselbst eine sehr gewichtige Persönlichkeit geworden; dagegen wog Bourichon's Demokratie in der ganzen Gegend nicht eine Unze mehr. Dieser war denn auch wüthend. „Alle Wetter!“ rief er entrüstet; — „ist das die Republik, für die wir zehn Jahre gekämpft haben?“ Und von stillem Ingrimm erfüllt schlug er sich zu den traurigen Helden der Commune. Der Rothbart konnte es nicht verwinden, daß er für Boisrobin gearbeitet und gelitten haben solle. Und hatte er nicht Recht?

Als Maxime in sein Zimmer trat, fand er daselbst eine Staffelei, eine Leinwand, Pinsel, eine neue Palette und auf einer improvisirten Estrade einen Fauteuil von rothem Sammt.

— Ei, ei! ist das die alte Gastfreundschaft, von der er in seiner Einladung gesprochen? murmelte Maxime.

— Nein, mein Freund, sprach eine sanfte Stimme hinter ihm. Es war Helene, die ihm bewies, daß ihr Gatte nicht weniger gastfreundlich sei, als ehemals.

„Wir werden immer am Morgen arbeiten“ — sagte der Maire würdevoll zu Maxime.

In der That thronte er schon am nächsten Tage um sechs Uhr Morgens auf der Estrade, majestätisch umgürtet mit der dreifarbigen Schärpe, dem Symbol seiner Würde, mit der einen Hand sich auf das Gesetzbuch stützend, während die andere sich an die Stirne legte, um dieser denken zu helfen. Er selbst hatte sich diese Haltung komponirt. Die Wirkung war eine unwiderstehliche. Als Gontran, der seine Studien wieder aufgenommen hatte, am Sonntag das schon bedeutend fortgeschrittene Bild sah, brach er in ein unverhämtes, tolles Gelächter aus. Sein Vater fragte ihn streng, was Das zu bedeuten habe.

— Ach, ich kann nichts dafür . . . es ist so ähnlich!

Diese Naivetät trug ihm einen so kräftigen Tritt in den Hintern ein, daß er auf die Treppe hinausstieg, just der Madame Béfinier an den Leib, die eben heraufkam. Diese unerwartete „Begegnung“ verschlug der guten Dame fünf Minuten den Athem. Sie war denn ganz und gar nicht in der Stimmung zu lachen und bewahrte ihren vollen Ernst, als sie das Portrait des Herrn Boisrobin sah. Der Maire war ihr hiefür dankbar und sagte, als sie fort war:

— Diese Frau ist doch nicht so dumm, als man allgemein behauptet.

Maxime hatte denn jeden Morgen einen Frohdienst von zwei Stunden zu überwinden. Aber die köstlichen Nachmittage, wenn der Sachwalter seinen bösen Amtsgeschäften oblag! Man war im Mai — der erste Frühling nach dem Kriege. Die Natur breitete ihr ewiges Fest über den großen Kirchhof aus, in welchem Frankreich's Ehre mit seinen besten Söhnen begraben lag.

Auch das Pfingstfest war wieder gekommen. Aber auch die fahrenden Marktkünstler waren außer Rand und Band. Alle ernstern Leute waren von der Politik gefressen worden. Es war ein trauriges Pfingstfest, meiner Tren! Und doch gab es allerorten ein großes Bedürfniß nach Unterhaltung, gleichsam ein Schwingenregen der so lange schmerzlich geklommenen Geister. Diese Beweglichkeit in den Eindrücken, diese Leichtigkeit des Vergessens ist die Schmach der Menschheit, aber zugleich ihre Lebens-Bedingung. Maxime und Helene empfanden eine wahre Freude, unter den alten Linden am Stromufer zu spazieren, wo einige wenige Marktleute ihre Zelte aufgeschlagen hatten.

Man erzählte sich im Orte, daß in Paris die Dinge schlimm stünden; Bourichon war seit mehreren Tagen nicht zurückgekommen, was den geschiedten Maire zu der Bemerkung veranlaßte:

— Der Schelm merkt, daß er hier seine Rolle auszuspielen habe.

Als das Portrait vollendet war, kehrte Maxime nach Saint-Cloud zurück, vor Allem um daselbst Pfingstrose wiederzusehen, und dann, weil Paris ein unleidlicher Aufenthalt war für Leute, die — wie er — an dem Bürgerkriege keinen Theil haben wollten. Helene war ebenfalls nach Saint-Cloud gekommen, um mit ihm einen der schönsten Tage jenes betrüblichen Frühlings zu verbringen. Im Orte lagen noch einige deutsche Regimenter. Ihre Offiziere führten zwischen den Ruinen ein fröhliches Leben mit den Schandbirnen aus Paris.

Maxime und Helene hatten eben bei Mutter Toutain ein bescheidenes Mittagessen verzehrt und Helene schickte sich an, über Paris heimzukehren, als sich allenthalben ein großes Getöse erhob und von fernher Kanonenschläge erzitterten. Die Versailler Armee bombardirte Paris, wo die Commune ihre Orgien feierte.

— Paris brennt! — Dieser Schreckensruf verbreitete sich mit Windeseile in der Gegend.

(Fortsetzung folgt.)